

Leseprobe aus:

Christian Ankwitsch

Mach's falsch, und du machst es richtig



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Alles begann damit, daß ich nicht einschlafen konnte. Erst versuchte ich, nicht darüber nachzudenken – und blieb wach. Dann sagte ich mir vor, endlich müde zu werden – und wurde noch wacher. Schließlich malte ich mir aus, wie erschöpft ich anderntags sein würde, wenn ich nicht *sofort* einschlief – und blieb erst recht wach. Nach ein paar Wochen wuchs sich die Sache zu einem Problem aus. War ich früher unbekümmert zu Bett gegangen und kurze Zeit später eingeschlafen, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, begann ich mich nun vor der Schlaflosigkeit zu fürchten. Jeden Tag ein wenig mehr. Und je stärker ich versuchte, diese Furcht zu verdrängen, desto hartnäckiger beschäftigte sie mich. Wie lange würde ich mich heute abend wieder schlaflos im Bett wälzen? Wann würde dieses Schreckgespenst endlich verschwinden? Woher war es überhaupt gekommen?

Ich fing an, mich umzuhören, und bekam viele Ratschläge. Keiner von ihnen half. Und die vereinzelt, die womöglich doch hätten helfen können, waren ungesunde Notlösungen. Irgendwann stieß ich dann auf folgende Empfehlung: «Wenn Sie nicht einschlafen können», lautete sie, «dann versuchen Sie, unbedingt wach zu bleiben.» Weil sie so absurd klang, jedoch einfach zu realisieren war, und mir ohnehin schon alles egal war, legte ich mich an diesem Abend hin, starrte mit offenen Augen an die Decke und tat, wie mir geheißen. Mit dem Ergebnis, daß ich nicht mehr dazu kam, darüber nachzudenken, wie eigenartig das aussehen mußte, wie ich da mit weit aufgerissenen Augen im Bett lag, weil ich wenige Minuten später – eingeschlafen war.

Erst hielt ich das Ergebnis meines kleinen Selbstversuchs für einen Zufall. So müde, wie ich mittlerweile war, hatte es irgendwann klappen müssen mit dem Einschlafen. Als es mir dann aber gelang, meine Schlaflosigkeit ein zweites, ein drittes und ein viertes Mal zu überlisten, ließ mich die Frage nicht mehr los: Wie kommt es, daß ich mein Ziel erreichen konnte, indem ich mich um dessen exaktes Gegenteil

bemühte? Wie hatte es klappen können, etwas Falsches zu tun und damit das – zumindest für mich – Richtige zu erreichen?

Ich sah mich ein wenig um und stieß bald auf eine Reihe weiterer Beispiele, die allesamt zeigten, daß wir mitunter erfolgreicher sind, wenn wir uns paradoxer, also erst einmal widersinnig erscheinender Strategien bedienen, um unsere Ziele zu erreichen. Was diese Beispiele noch bemerkenswerter machte, war der Umstand, daß sie von anerkannten Wissenschaftlern stammten und diese Wissenschaftler begründen konnten, warum man zum Beispiel leichter einschlafen kann, wenn man sich bemüht, wach zu bleiben.

Die folgende Geschichte hat mich aus mehreren Gründen besonders beeindruckt. Zum einen zeigt sie, daß die «Kunst der paradoxen Lebensführung» sogar dazu in der Lage ist, das Leben eines kranken Kindes radikal zum Besseren zu wenden; daß diese «Kunst» oft nur kleiner Eingriffe bedarf; und daß der Mut von engagierten Ärzten, Psychologen und deren jungen Patienten belohnt wird. Denn Mut ist eine der Grundvoraussetzungen, wenn wir uns daranmachen, die gewohnten Wege zu verlassen – und in die entgegengesetzte Richtung losmarschieren. Mut, die eigenen Vorstellungen in Frage zu stellen. Und Mut, die Ratschläge der anderen in den Wind zu schlagen, die es zwar gut meinen, aber auf die Frage, wie wir schneller einschlafen können, doch nur das Glas Wein oder die Baldrianpillen zu nennen wissen. Die Geschichte von Martin beginnt hoffnungslos – und endet auf eine so optimistische Weise, daß ich sie mir immer wieder in Erinnerung rufen werde, für den Fall, daß ich wieder einmal nicht weiterweiß.

Als Martin in die Klinik kam, wollte er nicht mehr. Der Elfjährige lag da, sah mit seinen dunklen grünen Augen von einem Erwachsenen zum anderen und ertrug unbeteiligt, was man sich für ihn ausgedacht hatte. Martin hatte eine schwerkranke Mutter. Und er selbst litt an chronischen Schmerzen. Es war nicht mehr zu rekonstruieren, woher

[EINLEITUNG]

sie kamen. Die einen in der Familie sagten, sie hätten mit einer heftigen Magen-Darm-Grippe begonnen, andere glaubten sich daran zu erinnern, daß er eines Tages aus der Schule nach Hause gekommen war und über bohrende Schmerzen in der Magengegend geklagt hatte. Mittlerweile war das egal: Jetzt waren sie da und gingen nicht mehr weg, obwohl es keine körperlichen Ursachen für sie gab. Seit zwei Jahren hatte es kaum eine Stunde im Leben des klugen, begabten Jungen gegeben, in dem sich nicht alles um sie gedreht hätte, um diese rätselhaften, beißenden, hartnäckigen Schmerzen im Bauch.

Manchmal wurden sie schwächer, doch anstatt sich darüber zu freuen, war es die Angst vor den Schmerzen, die nun an Martin nagte. Irgendwann würden sie natürlich zurückkehren, manchmal schneller, manchmal langsamer. War es Martin anfangs noch gelungen, sie zwischendurch zu vergessen, weil sie nur alle paar Tage wiederkamen, sorgte seine Umgebung dafür, daß sie ihm wieder einfielen. Was liebevolle Eltern, besorgte Verwandte und gute Freunde eben so reden: «Wie geht es dir denn?» wollten sie wissen. «Hast du wieder Schmerzen?» Oder: «Mensch, du Armer, diese Schmerzen müssen ja schrecklich sein, kann man da denn gar nichts tun?» Schließlich blieben sie für immer und verschlangen jede Form von Freude, Lebensenergie und Aufmerksamkeit. Die Eltern versuchten vieles, um sie wieder zu vertreiben. Erst verordneten sie dem Jungen Coolpacks und Massagen, dann besuchten sie Homöopathen und Akupunkteure. Es nutzte nichts. Also fuhr man schwerere Geschütze auf. Ein Arzt entfernte Martin den Blinddarm, der nächste verschrieb ihm Medikamente. Ärzte hassen das Gefühl, nicht helfen zu können, genau wie besorgte Eltern. Deshalb tun sie gelegentlich irgend etwas, auch wenn sie schon ahnen, daß es nichts bringt.

Schmerzen sind eine eigenartige Sache. Sie lassen sich nur verstehen, wenn man ihren Doppelcharakter würdigt. Sie sind nämlich ebenso *real* wie *eingebildet*, also das Produkt unseres Körpers ebenso

wie unserer Wahrnehmung. So müssen wir einerseits akzeptieren, daß Martins Schmerzen echt sind, auch wenn sie keine körperliche Ursache (mehr) haben. Immer wieder feuert das Schmerzzentrum in seinem Gehirn, der somatosensorische Cortex, und überschwemmt den Körper des Elfjährigen mit jenen Gefühlen, die wir «Normale» empfinden, wenn wir die Hand auf eine heiße Herdplatte legen. Andererseits jedoch entscheidet Martins Aufmerksamkeit und Wahrnehmung darüber, wie stark er diese Schmerzen empfindet bzw. ob er sie überhaupt spürt. So hängt die Intensität unserer Schmerzen *auch* davon ab, ob wir den lieben langen Tag in uns hineinhorchen, um sie im Körperinneren zu suchen; ob wir von unserer Umgebung ständig auf sie hingewiesen werden («Oh, ein blauer Fleck, du Armer. Das muß doch weh tun!»); ob wir sozialen Gewinn aus ihnen ziehen (bemitleidet oder geschont werden) oder ob wir sie bloß als hilfreiche Warnsignale interpretieren.

Jetzt saß Martin also in der Klinik und wollte nicht mehr. Ein Arzt hatte seinen Eltern empfohlen, mit ihm nach Datteln zu kommen, wo sich die einzige deutsche Einrichtung ihrer Art befindet. Sie ist auf Fälle wie Martin spezialisiert, auf Kinder und Jugendliche mit chronischen Schmerzen also¹. Die Leute in der Klinik wußten, was zu tun war, um Martins Lage schnell und merklich zu verbessern. Als erstes ließen die Ärzte die Medikamente verschwinden, weil damit bei chronischen Bauchschmerzen nachweislich nichts zu erreichen ist. Dann verbot Michael Dobe der Familie, über die Schmerzen von Martin zu sprechen – und sollte es *doch* einer tun, mußte er Martin einen Euro zahlen. Und schließlich lenkte Dobe die Aufmerksamkeit seines Patienten auf andere Dinge, fragte ihn nach seinen Hobbys, ermunterte ihn, mit anderen zu sprechen, über Gott und die Welt, aber keinesfalls über seinen Zustand. Der Kinderpsychotherapeut und sein neuer Patient trafen sich mehrmals die Woche, im Alltag stand ihm das Schmerzteam zur Seite. Martin atmete auf. Die Familie atmete auf. Nicht aber

[EINLEITUNG]

Michael Dobe. Es gab nämlich etwas, das er weder bei Martin noch bei all seinen anderen Schmerzpatienten je zum Thema gemacht hatte: das bange Warten auf die Schmerzen. Die Angst vor der nächsten Welle.

Fragt man den Psychotherapeuten heute, wann und wie er auf die Idee gekommen ist, Kindern wie Martin völlig neue Perspektiven zu eröffnen, dann weiß er das nicht mehr so genau. Die Idee sei weniger das Ergebnis einer plötzlichen Eingebung gewesen – vielmehr habe sie sich langsam, während vieler Monate in seinem Kopf geformt, vorangetrieben durch Gespräche mit seinen Kolleginnen und Kollegen. Losgegangen sei es 2003, ein Jahr bevor er Martin kennengelernt hatte. Damals kam eine Reihe von Kindern mit chronischen Schmerzen in die Klinik. Während sich Michael Dobe und die vielen anderen Spezialisten auf der Schmerzstation um ihre Patienten kümmerten, stellte sich heraus, daß die meisten dieser Kinder unter Traumata litten: Manche hatten den Krieg im Kosovo miterlebt, andere schwere Verkehrsunfälle und wieder andere familiäre Gewalt – Erlebnisse, die ein verhängnisvolles Wechselspiel in Gang gesetzt hatten: Die belastenden Erinnerungen lösten chronische Schmerzen aus, diese Schmerzen wiederum riefen die Erinnerungen an den Krieg oder den Verkehrsunfall wach, die Erinnerungen wiederum neue Schmerzen und immer so fort.

Eine klassische Strategie der Traumatherapie besteht darin, die Opfer im Laufe der Behandlung mit ihren quälenden Erfahrungen zu konfrontieren, damit sie diese in den Griff bekommen. Eine Methode, so fiel Michael Dobe auf, die in der Schmerztherapie nicht verfolgt wurde. «Warum eigentlich nicht?» fragte er sich. «Weichen wir der Angst vor den Schmerzen nicht aus, wenn wir unsere Patienten bloß darin unterstützen, ihre Aufmerksamkeit anderem zuzuwenden?» Und: «Ist das nicht eine Vermeidungsstrategie, wie man sie in der Traumatherapie nicht akzeptieren würde?» Er dachte nach. Und kam

zu dem Ergebnis, daß es genau so sein mußte: Wer Kindern zeigt, wie sie besser mit ihren Schmerzen umgehen können, dabei aber die Angst vor den Schmerzen unangetastet läßt, der hilft ihnen – aber nur halb. So machte sich Michael Dobe auf die Suche nach einem Weg, die Kinder und ihre Angst miteinander bekannt zu machen.

Wir sollten uns Michael Dobe nicht als einen jener Psychotherapeuten vorstellen, die gerne den Kopf ein wenig zur Seite legen, verständnisvoll lächeln und mit leiser Stimme besänftigende Worte sprechen. Mit diesem Modell kann er wenig anfangen. Vielmehr liebt Dobe klare Worte und klare Forderungen. Daß er dennoch überaus liebenswert wirkt, liegt an seiner lebendigen Art ebenso wie an dem Umstand, daß er aus eigener Erfahrung weiß, wie sich starke Schmerzen anfühlen und wie man erfolgreich mit ihnen umgeht. Dobe litt in der Vergangenheit manchmal unter Migräneanfällen. Daher weiß er auch, was seine Patienten brauchen und was nicht: «Verständnisvolle Gespräche helfen weder Traumatisierten noch Schmerzpatienten», sagt er. Statt hilfreich gemeinten «Geblubbers» müsse man den Kindern Fertigkeiten an die Hand geben, mit denen sie sich selber helfen können. Mit denen sie sich von ihm, dem Team und von der Klinik unabhängig machen. Mit denen sie ihrer Angst auf Augenhöhe begegnen und sie am Ende überwinden können. Nur, wie sollte das klappen? Michael Dobe hatte erst keine rechte Vorstellung davon. Also begann er zu experimentieren. Mit einer kleinen Intervention hier, einer kleinen Intervention da. Immer wieder fragte Michael Dobe seine Patienten, die er seine «kleinen Mitwissenschaftler» nennt, ob ihnen seine Angebote etwas gebracht hätten oder nicht. Der Kinderpsychotherapeut verwarf das eine, probierte das andere, rätselte über das dritte. Bis er schließlich im Austausch mit Kollegen entwickelt hatte, was seit kurzem unter Kinderschmerzspezialisten für Aufmerksamkeit sorgt: die Schmerzprovokationstechnik bzw. «Pain Provocation Technique» (PPT).

[EINLEITUNG]

Diese Methode ist eine Zumutung. Michael Dobe weiß das. Und seine Patienten sorgen dafür, daß er es nicht vergißt: «Fast alle Eltern und Kinder reagieren erst einmal ziemlich fassungslos. Unser Vorgehen stellt ihre bisherigen Denkvorstellungen und Bewältigungsstrategien auf den Kopf. Und bis zur genauen Erklärung des Wieso, Weshalb, Warum stellt sie auch tatsächlich ein Paradoxon dar.» Dobe tut nämlich erst einmal das Falsche. Im Wissen darum, daß es sich bald als das Richtige herausstellen wird, also das Hilfreiche. So mutet er Patienten wie Martin allen Ernstes zu, sich ganz auf ihre Schmerzen zu konzentrieren. Sich ihrer bewußt zu werden, ihnen nicht mehr auszuweichen, ihnen gleichsam ins Gesicht zu sehen. Das ist deshalb eine Zumutung, weil diese Anweisung nicht nur der klassischen Anweisung der Schmerztherapie widerspricht, die Aufmerksamkeit auf anderes zu lenken. Sondern auch, weil Schmerzen, auf die man seine Aufmerksamkeit richtet, zwangsläufig *größer* werden. Sich auf einen Schmerz zu konzentrieren ist gleichbedeutend mit dem Befehl: «Werde größer, Schmerz! Quäl mich!»

Kein Wunder also, daß die Kinder erst einmal Angst bekommen, wenn Dobe ihnen von seiner Idee erzählt. Sie fürchten zweierlei. Den Schmerz, was sonst. Und daß sie es nicht mehr schaffen, den herbeigerufenen Geist wieder in seine Flasche zurückzubefehlen. Dennoch lassen sich die Kinder auf Michael Dobes Zumutung ein, denn er stellt ihnen während seiner Vorgespräche höchst verlockende Dinge in Aussicht. Schleichen wir uns also für einen Moment in eine dieser Situationen, wie sie Michael Dobe mit seinen kleinen Mitwissenschaftlern veranstaltet.

Als er ihn bittet, sich ganz auf seinen Schmerz zu konzentrieren, zögert Martin erst, schließt die Augen und beginnt mit der peinigen- den Übung. Weil Michael Dobe nicht weiß, wann Martin es geschafft hat, seine Schmerzen hervorzulocken, haben die beiden eine Verabredung getroffen. Sobald Martin es geschafft hat, muß er laut «stopp!»

sagen. Nach etwa ein bis zwei Minuten ist es soweit. Martin sagt «stopp!». Das ist Michael Dobes Stichwort, um mit jener «Ablenkungstechnik» zu beginnen, die die beiden ausführlich besprochen haben und die Martin als Hausaufgabe zusammen mit dem Team und alleine mehrmals pro Tag geübt hatte. «Jetzt geh mit dem Schmerz einen Punkt nach unten, Martin», sagt Dobe dann. Martin schließt die Augen, kurze Zeit später lächelt er ein wenig. «Jetzt geh mit dem Schmerz zwei Punkte nach oben», sagt Michael Dobe. Martins Lächeln verschwindet. Eine halbe Minute später nickt er. «Jetzt geh drei Punkte nach unten, Martin.» So sitzen die beiden da, und Martin läßt seine Schmerzen Achterbahn fahren.

Aus der Perspektive des interessierten, im Grunde aber unbeteiligten Beobachters wirkt diese kleine Übung nicht weiter aufregend. Für Kinder wie Martin hingegen ist sie der Schritt in eine neue Welt. Das schreibt sich leicht hin, aber genau so ist es. In dieser neuen Welt ist der chronische Schmerz keine dunkle, unbeherrschbare Macht mehr, die kommt und geht, wann sie will. Vielmehr läßt sie sich bewußt herbeizitieren. Sie läßt sich Befehle erteilen, größer zu werden oder kleiner, in den Hintergrund zu treten oder sich wichtig zu machen. Und wie das so ist mit Monstern, die unseren Befehlen gehorchen – sie hören auf, welche zu sein. Und verwandeln sich ... Ja, in was verwandeln sie sich? Dazu sagen Kinder wie Martin: «Ich bin jetzt der Chef!»

Der weitere Weg der Patienten ist beileibe nicht einfach. Da ist zum Beispiel Martins kranke Mutter: Ihr langes Leiden und die Sorge um ihren Sohn haben dazu beigetragen, daß Martins Schmerzen chronisch wurden. Da ist seine Familie, die genauso wie Martin lernen muß, mit der eigenartigen Methode umzugehen. Aber haben die Kinder diese Übung erst einmal erfolgreich hinter sich gebracht, dann ist ihre bisherige Schmerzwelt aus den Angeln gehoben. Nicht, daß sie für immer verschwunden wären, ihre Schmerzen. Aber sie verlieren ihre Schicksalhaftigkeit und verwandeln sich in eine beherrschbare

[EINLEITUNG]

Größe. Es ist nichts mehr wie zuvor – was die Kinder eine Freude empfinden läßt, die ihnen fremd geworden war: «Jetzt kann ich endlich wieder alles machen, was ich will!»

Fragt man Michael Dobe und seine Kollegen nach dem Drumherum ihrer Methode, dann bemühen sie sich zwar, nicht allzu wissenschaftlich zu werden, landen aber letztlich doch bei jenen Begriffen und Erklärungen, die die Medizin braucht, um eine Methode wie die PPT ernst zu nehmen. «Die Schmerzprovokation ist eine <interozeptive Exposition>», sagt daher auch Tanja Hechler, die Leiterin des Forschungsteams um Boris Zernikow, das in den Jahren 2004 bis 2006 die Wirksamkeit der Methode in einer «quasi-experimentellen Studie»² überprüfte. Das heißt: Man leitet die Patienten dazu an, sich unangenehmen inneren Reizen auszusetzen. Eine Methode, die auf anderen Gebieten bereits erfolgreich angewandt worden sei, etwa in der Therapie von Panikstörungen.

Kann alles sein – den Kindern werden diese akademischen Credits egal sein. Denn für sie gilt bloß eines: daß ein paar Ärzte und Kinderpsychotherapeuten den Mut hatten, sich erst mal des Falschen zu bedienen, um das Richtige für sie zu erreichen. Um genau dieses Thema soll es in diesem Buch gehen.

1. KAPITEL

EINFACHE REGELN

Warum wir nur überleben können, wenn wir uns ständig etwas vormachen; wie es kommt, daß wir den größten Langweilern zu tiefstem Dank verpflichtet sind; und wann es überlegenswert ist, andere nach Dingen zu fragen, die uns nicht im geringsten interessieren.

Daniel Keel war immer gerne zu Hause. Viele Jahrzehnte verbrachte er «mindestens die halbe Woche hier», wie er dem Autor und Journalisten Fritz J. Raddatz in einem Interview einmal erzählt hat¹, «um in Ruhe zu arbeiten, zu planen und vor allem, um zu lesen». Das ist deshalb so bemerkenswert, da der im September 2011 verstorbene Keel über sechzig Jahre Verleger war und vom heimischen Schreibtisch aus – zumindest phasenweise – den «größten rein belletristischen Verlag Europas» führte. Das kann man auf der Homepage des Züricher Diogenes Verlags nachlesen². Dort steht auch, worauf diese Selbsteinschätzung beruht. So habe der Verlag seit seiner Gründung im Jahr 1952 über 5800 Titel herausgebracht und insgesamt rund 190 Millionen Bücher verkauft. Von solchen und ähnlichen Zahlen wird wohl auch im Jahr 2006 die Rede gewesen sein, als Daniel Keel seine Mitarbeiter zu sich nach Hause eingeladen hatte. Es war ein heißer Sommertag, teilt man uns über dieses Treffen mit, man habe im Garten gesessen und über die Auflagen bestimmter Bücher gesprochen, wie die Aussichten stünden, was zu tun sei, um noch mehr Menschen für das literarische Programm des angesehenen Hauses zu begeistern – was man eben unter Menschen so bespricht, die über verlegerische Leidenschaft und kommerziellen Erfolg gleichermaßen zu beratschlagen haben. Da überraschte Keel die Anwesenden mit einer Idee: Was, fragte er, wenn man am Schluß der nächsten Taschenbuchvorschau eine Liste mit Diogenes-Büchern abdruckte – und zwar nicht die zehn bestverkauften Bände, sondern die «Worstseller 2005», also die zehn literarischen Ladenhüter des vergangenen Jahres?

Die Reaktion der Mitarbeiter war enttäuschend – nicht für Keel, sondern für den Chronisten dieser kleinen Geschichte, der sich ein wenig Dramatik gewünscht hätte. «Keine Zweifel, kein Widerstand», faßt die Pressesprecherin die Reaktion der Runde an diesem Sommertag zusammen. Also wurde gemacht, was der Verleger vorgeschlagen hatte. Man kontaktierte die Kollegen vom Vertrieb und fragte sie nach

den am schlechtesten verkauften Büchern des Vorjahres. Mit einer entscheidenden Einschränkung: Diese Liste dürfe keine lebenden Autoren enthalten; ihnen sei ein solches Ranking nicht zuzumuten. Gleichwohl geriet die – in ihrer Gestaltung der *Spiegel*-Bestsellerliste nachempfundene – Seite sehr eindrucksvoll. Denn sie machte klar, daß der Verlag mit den wenig gefragten Titeln höchstens zweistellige Auflagenzahlen erreicht hatte; was ihn nicht daran hinderte, sie unverdrossen anzubieten. Auf Platz 1 rangierten Frank O’Connors «Meistererzählungen» (3 verkaufte Exemplare), auf Platz 2 George Orwells «Im Innern des Wals» (8), auf Platz 5 William Faulkners «Griff in den Staub» (36) und auf dem zehnten Platz Dashiell Hammetts «Das Haus in der Turk Street» (67).

Die mediale Aufregung war groß. Wie könne man nur, fragten die einen; recht so, sagten die anderen. Alle Zeitungen berichteten. Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*³ zum Beispiel widmete der ganzen Aktion einen fröhlich-kulturpessimistischen Artikel – er trug den Titel «Der Gammelbuchsandal». Die Aktion von Diogenes und Berichte wie jene der FAZ konnten nicht ohne Wirkung bleiben. Kaum war die Liste mit den «Worstsellern» erschienen, änderten sich die Dinge: Die Menschen begannen, sich für die Ladenhüter zu interessieren. So stiegen beispielsweise die Verkaufszahlen der «Meistererzählungen» des irischen Klassikers Frank O’Connor in den ersten beiden Jahren nach Erscheinen der Worstsellerliste jeweils um fast tausend Prozent! Nun gut, in absoluten Zahlen entsprach das immer noch bloß 29 Exemplaren (2006) und 288 Exemplaren (2007)⁴, dennoch bedarf das Phänomen einer Erklärung.

Manchmal besteht der Kern einer charmanten Idee also aus nichts anderem, als bewußt gegen eine sehr einfache Regel zu verstoßen. Und der Einstieg eines Buchs aus nichts anderem, als ein paar einfache Fragen zu stellen: Woher kennen wir diese einfachen Regeln? Haben wir einen gewissen Hang dazu, einfache Regeln zu bilden? Wenn ja:

[1. KAPITEL]

Sind einfache Regeln überhaupt in der Lage, uns wohlbehalten durch unser komplexes Leben zu manövrieren? Und was kommt eigentlich dabei heraus, wenn wir ein und dieselbe einfache Regel immer wieder von neuem anwenden? Eine Menge Fragen, zweifellos. Auf die es im Moment nur eine einfache Antwort gibt: Ich will versuchen, sie auf den folgenden Seiten zu beantworten. Möglichst einfach natürlich.

Unser Gehirn reduziert die komplexe Umwelt auf einfache Annahmen und konstruiert daraus ein ebenso einfaches Weltbild. Mit der Wirklichkeit hat all das nur bedingt zu tun.

Die Welt ist kompliziert. Wollen wir überleben, müssen wir sie radikal vereinfachen. Das beste Beispiel für diese These sind die beiden vorangegangenen Sätze. Sie reduzieren die sehr große Frage nach unseren Strategien, uns in der Welt zurechtzufinden, auf – zwei kurze Sätze. Und sparen auf diese Weise alle möglichen Einwände, Ergänzungen und Zweifel aus. Vorerst zumindest. Dabei lenken sie unser Augenmerk auf den Kern der Aussage: Wir können uns in der Welt nur zurechtfinden, wenn wir die allermeisten Dinge ignorieren. Wer das nicht glaubt, der sollte nur kurz die Lektüre unterbrechen, ein paar Minuten aus dem Haus gehen und versuchen, seine Umgebung in allen Details wahrzunehmen. Es wird Ihnen nicht nur *nicht* gelingen, sondern der Versuch wird Ihnen eine Ahnung davon vermitteln, wie lebenswichtig es für uns ist, die meisten Dinge *nicht* zur Kenntnis zu nehmen.

Nicht nur die schiere Quantität an äußeren und inneren Reizen übersteigt unsere Fähigkeiten, sie wahrzunehmen, um ein Vielfaches. Auch unsere Sinnesorgane haben ihren Anteil daran, daß wir bloß einen Teil unserer Umwelt erfassen. So gibt es Töne, die wir nicht

hören, weil sie zu hoch oder zu tief sind für unsere Ohren; es gibt Gerüche, die wir nicht wahrnehmen, weil sie zu fein sind für unsere Nasen; und es gibt Wellen im Spektralbereich, für die unsere Augen nicht gemacht sind, wie die Infrarotstrahlung. Womit wir bei der ersten These wären: Wir bekommen von der Welt immer nur einen kleinen Ausschnitt mit, niemals das große Ganze. Es ist wie bei einem Besuch in einem gigantischen Supermarkt: Wie ausladend unsere Einkaufswagen auch sein mögen, wir können immer bloß einen winzigen Teil des Angebots mit uns nehmen.

Doch wie weiter, nachdem wir nun die Welt auf einzelne Details reduziert haben? Diese Frage ist deshalb so wichtig, weil das Beispiel mit dem Supermarkt anschaulich, aber irreführend ist. Wir bekommen nämlich von unseren Sinnesorganen keinen Einkaufswagen sinnvoller Wirklichkeitsausschnitte präsentiert; vielmehr liefern sie uns bloß eine Sammlung unzusammenhängender Kontraste, Linien und Farben, die keine Bedeutung haben. Es ist eine der großen Leistungen unseres Gehirns, diese Bruchstücke sinnvoll zusammensetzen. Über diesen komplexen Vorgang schreibt der Hirnforscher Gerhard Roth: «Dies heißt, daß Bewegungen, Farben, Formen und der uns umgebende Raum nicht direkt von den Bewegungen, Wellenlängenunterschieden, Kontrasten und räumlichen Anordnungen in der Welt abgeleitet, sondern das Produkt von Berechnungen in neuronalen Netzwerken sind.»⁵ Doch was berechnen die Netzwerke in unserem Kopf da genau? Etwas sehr Existentielles: das Bild einer Wirklichkeit, mit dem wir etwas anfangen und mit dessen Hilfe wir überleben können. Und im selben Moment konstruiert es auch eine lange Reihe weiterer Annahmen, die von essentieller Bedeutung für die Entstehung unseres Ichs, für unser Selbstbild, unserer Beziehung zur Umwelt sind: was wir da sehen, hören, riechen und warum; in welchem Kontext die wahrgenommenen Objekte, Personen und Geschehnisse stehen; welche Beziehung sie zueinander haben; wie dieses «Ich» eigentlich

[1. KAPITEL]

beschaffen ist, das all die Dinge wahrnimmt und interpretiert; welche Ordnung dem zugrunde liegt und welche Gesetze diese Ordnung herstellen. Unser Gehirn erschafft ein Modell von unserem klar erkennbaren Ich, der Welt und den darin herrschenden Regeln.

In dieser Konstruktion sinnvoller Zusammenhänge übt sich unser Gehirn schon die gesamte Evolution, also seit mindestens 160 000 Jahren. Es ist daher nachvollziehbar, daß unser «Sehsystem» zum Beispiel nicht nur einige Übung darin hat, sondern daß es das «meist völlig automatisiert, ja geradezu zwanghaft»⁶ betreibt, wie Gerhard Roth schreibt. Das heißt: Unser Gehirn *kann* gar nicht anders, als aus abstraktem, bedeutungsleerem Material etwas Sinnvolles zu konstruieren. Das führt dazu, daß wir selbst dort Kontraste entdecken, wo keine existieren. «Die Netzwerke, die mit Gestaltwahrnehmung befasst sind, konstruieren sie automatisch hinzu. Sehr schön sehen wir dies, wenn wir in die Wolken schauen und überall Gestalten und Gesichter entdecken.»⁷ Doch unsere Fähigkeiten beschränken sich nicht auf das Erkennen von Wolkengesichtern. Eine Reihe von Studien zeigen anschaulich, mit welchem oft überschießenden Fleiß unser Gehirn Zusammenhänge und Bedeutungen herstellt, wo keine sind – mitunter gegen unsere Interessen. Zwei Beispiele will ich kurz erwähnen. Das eine liefert uns der Schweizer Neuropsychologe Peter Brugger⁸, der sich mit dem Phänomen beschäftigt hat. Er führt die überschießende Sinnproduktion auf unseren archaischen «Gefahren-Erkennungsapparat» zurück. Der Sorge bis heute dafür, daß wir stets «ein bisschen mehr» sehen, «als wirklich da ist». Der ursprüngliche Zweck dieser Überproduktion hat Sinn: In der freien Wildbahn wäre es tödlich gewesen, sich vor einer Reaktion erst einmal in Ruhe umzusehen. «Überlegt man sich lange, ob sich da wirklich etwas bewegt hat, statt sofort die Flucht zu ergreifen», wären wir von dem im Gebüsch lauierenden Tiger längst aufgefressen worden. Um unsere Chancen zu erhöhen, ihm zu entkommen, hätten wir die Gewohnheit entwickelt,

mehr zu erkennen, als es zu erkennen gibt. Erst dieser Überschuss an Erkenntnis habe uns besonders vorsichtig gemacht und dazu animiert, lieber einmal zu oft wegzurennen. «Eine Prise Paranoia ist wertvoll für den Gefahren-Entdeckungsapparat. Das hält zudem fit, man bewegt sich mehr, auch wenn nichts war. Springt man nicht, ists endgültig vorbei mit der Fitness, und man kann seine Gene nicht weitergeben. Das ist die evolutionäre Kraft hinter dem Zu-viele-Muster-Sehen.»

Die Tiger sind verschwunden, unsere Fähigkeit und Gewohnheit, mehr zu sehen, ist geblieben. «Heute sind wir in der luxuriösen Situation, in abstrakten Ideen zu viele Muster zu sehen», sagt Brugger. Das Ergebnis: Wir erkennen in Talismanen die Kraft, unser Geschick zu wenden. Wir erkennen in harmlosen Milchzuckerkügelchen die Potenz, schwere Krankheiten zu heilen. Und wir betrachten Gebete als Form der Zwiesprache, die uns mit Gott in Berührung bringt. Diese Art der Sinngebung sei freilich keine Frage einer bestimmten sozialen Gruppe, so Brugger, sondern gerecht verteilt, weil sie «unabhängig von Bildung» ist.

Bei dem anderen Beispiel spielt Hitlers Pullover eine zentrale Rolle. Nein, nicht das tatsächliche Kleidungsstück, sondern bloß die Behauptung, ein bestimmter Pullover habe diesem Herrn gehört. Der US-amerikanische Psychologe Paul Rozin hat die Strickware für eine mittlerweile berühmt gewordene Studie erfunden und sie seitdem immer wieder verwendet. So konfrontierte er seine Versuchspersonen mit der Frage⁹, ob sie den abgelegten, gereinigten Pullover eines anderen Menschen tragen würden. Je nachdem, welche Eigenschaften diesem Menschen zugeschrieben wurden, variierte auch die Bereitschaft der Versuchspersonen, das Teil anzuziehen. Die geringsten Probleme hatten die Befragten damit, den Pullover eines gesunden Fremden überzuziehen. Unüberwindlich groß wurde der Widerstand hingegen, wenn man den Probanden sagte, der Pullover habe früher einmal Adolf Hitler gehört. Dieser Effekt ist ebenso ver-

[1. KAPITEL]

ständig wie rätselhaft. Verständlich, denn wer will schon etwas anfassen, das einem Massenmörder gehört hat – Welch absurde Zumutung! Rätselhaft, weil ein lebloses Ding wie ein Pullover keine Eigenschaften auf andere Menschen übertragen kann; wenn er vorher gereinigt wurde, nicht einmal irgendwelche mikroskopisch kleinen Bakterien. Tatsachen, die sich jedem rational denkenden Menschen problemlos erschließen dürften. Und dennoch werden es die allermeisten Menschen rigoros ablehnen, diesen verdammten Pullover auch nur anzufassen. Und das aus einem naheliegenden Grund: Unser Gehirn kann gar nicht anders, als in dem – für sich genommen – stummen Pullover den Widerschein eines Massenmörders zu erkennen, ihm einen Sinn zu verleihen, der sich materiell nicht manifestiert.

Es sind also zwei komplementäre Bewegungen, die unsere Weltaneignung bestimmen: Reduktion und Konstruktion. Erst lösen wir die Komplexität des großen Ganzen auf, um anschließend einzelne Elemente auf subjektiv sinnvolle Weise wieder zusammensetzen.

Das Gedächtnis spielt eine zentrale Rolle bei der Konstruktion unseres einfachen Weltbildes. In dessen Zentrum stellen wir unser «Ich». Von ihm glauben wir, es verfüge über einen freien Willen und die Macht, die Welt nach eigenen Ideen zu ändern.

In diesem Wechselspiel von Reduktion und Konstruktion bedienen wir uns eines mächtigen Apparats: unseres persönlichen Gedächtnisses. Für Roth ist es der Schlüssel zum Verständnis unserer Weltaneignung: «Wir können ohne Übertreibung sagen, dass bei komplexen Wahrnehmungen unser *Gedächtnis* das wichtigste Wahrnehmungsorgan ist.»¹⁰ Es liefert die Elemente für unsere Konstruktionsprozesse –

von den ersten Vermutungen über die Bedeutung einzelner Objekte bis hin zu komplexen Erklärungsmodellen für «das Leben, das Universum und den ganzen Rest»¹¹. Auch unser Gedächtnis folgt den eben beschriebenen Strategien von Reduktion und Konstruktion. Einerseits verringert es den Umfang und die Komplexität der Erinnerungen an innere und äußere Reize, indem es Nebensächliches ignoriert, vergißt, vereinfacht, um dagegen Ereignisse zu fokussieren, die ihm wichtig und nützlich erscheinen, etwa für die Entwicklung anwendbarer Regeln und unseres Selbstbildes.

Andererseits speichert unser Gedächtnis Sinneseindrücke, Bilder, Gefühle, Episoden, Erfahrungen, Handlungen etc. nicht einfach ab, sondern verändert sie auf unterschiedlichste Weise. Wenn wir zum Beispiel etwas vergessen, dann füllt unser Gedächtnis diese Lücken mit Geschichten aus anderen Zusammenhängen, zur Not sogar mit Erlebnissen fremder Menschen; es verdichtet langwierige Vorgänge zu prägnanten Momentaufnahmen; es speichert Wissen und kombiniert es auf eigenwillige Art und Weise. Mit einem Wort: Unser Gehirn baut mit Hilfe unseres Gedächtnisses einen weitläufigen inneren Raum subjektiven Zuschnitts. Und ins Zentrum dieses inneren Raums, da positioniert es unser «Ich». Es gibt viele Theorien über dessen Entstehung; Roth qualifiziert sie allesamt als mehr oder minder nichtssagende Versuche, etwas Rätselhaftes zu begründen.¹² Ich will mich daher auf jene wenigen Zuschreibungen beschränken, die in unserem Zusammenhang von Bedeutung sind. Die wichtigste besteht meines Erachtens darin, daß wir uns als Subjekte ansehen, die in der Annahme leben, die Welt von einer einzigen Position aus zu betrachten und zu steuern.

Mit der Etablierung eines singulären, gleichsam «einäugigen» Ichs gehen noch zwei weitere, wichtige Annahmen einher: daß wir über einen freien Willen verfügen und daß wir in der Lage sind, etwas zu bewirken, also im eigenen Interesse tätig zu werden. Diese Annahmen

[1. KAPITEL]